Familiengeschichte mit doppeltem Boden

Barbara Stellbrink-Kesy

Barbara Stellbrink-Kesy hat eine ganz eigene Geschichte zur Euthanasie im Nationalsozialismus zu erzählen. Sie berichtet vom Schweigen in der Familie nach dem Nationalsozialismus.

Die Schwester meiner Großmutter wurde als „minderwertige Psychopathin“ ausgegrenzt und 1944 ein Opfer der Krankenmorde. Acht Jahre später wurde ich geboren. In meiner Familie wurde nicht darüber gesprochen. Ihr Leben war bis zu dem Tag im Jahr 1998, an dem ich ihre Briefe fand, eine Art spürbare Leerstelle geblieben.

Meine Eltern, beide in der NS-Zeit aufgewachsen, vermittelten uns Kindern, sie hätten innerlich Distanz zum Nationalsozialismus gehabt. Mit 9 Jahren erfuhr ich von einem Opfer des Nationalsozialismus in der Familie, einem Großonkel, der auf irgendeine Art im Widerstand gewesen war. Es interessierte mich. Es war in den sechziger Jahren keineswegs so, dass darüber öffentlich gesprochen wurde. Schließlich wurden damals Menschen, die Widerstand geleistet hatten, häufig als „Vaterlandsverräter“ betrachtet. Die Zusammenhänge blieben in dieser Zeit nebulös und kryptisch.

Bis auf Erziehungspraktiken in meinem Kindergarten, in denen ich heute die Einflüsse von Johanna Haarers verbreitetem Ratgeber „Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind“ wiedererkenne, habe ich meiner Erinnerung nach eine glückliche Kindheit verbracht. Während der Schulferien hockte ich meist hinter der Ladentheke einer Buchhandlung und genoss es, die neueste Kinderliteratur zu lesen. Meine Mutter war dort angestellte Buchhändlerin.

Lange Schatten des Nationalsozialismus

Die Bücher halfen mir sehr bei der Verarbeitung dessen, was nur mit großen Anstrengungen zu bewältigen war: schwere Ängste, mit denen wir Kinder belastet wurden, ein spürbarer Mangel an Empathie-Fähigkeit, der sich wie Mehltau über unsere innerfamiliären Beziehungen legte, hohe Erwartungen an die Erfüllung gesellschaftlicher Normen. Als Jugendliche begann ich darüber nachzudenken, ob es nicht „die langen Schatten des Nationalsozialismus“ waren, die unser Familienleben verdunkelten.

Sehr genau erinnere ich mich daran, dass mir meine Mutter wortlos das Buch „Sternkinder“ von Clara Ascher-Pinkhof gab. Darin wird die Internierung holländischer jüdischer Familien im Amsterdam der Jahre 1940 bis 1944 in Vorbereitung der Transporte geschildert. Tränenüberströmt, verwirrt und verzweifelt blieb ich mit dem Gelesenen allein. Es gab im Jahr 1963 niemanden, der mir erklärt hätte, was ich darin erfuhr und was ich nicht verarbeiten konnte.

Als wir in das Elternhaus meines Vaters umzogen, war ich 11 Jahre alt. Etwa um diese Zeit zogen sich die Erwachsenen innerlich zurück, standen nicht mehr zur Verfügung. Ich wurde eine rebellische Jugendliche -und eine „Nestflüchterin“. Mit 18 Jahren brach ich nach Berlin auf, damals „weit weg“, eine Stadt, schwer erreichbar, mitten in einem

© 2018 Hogrefe

Psychiatrische Pflege (2018), *3* (4), 1–3
https://doi.org/10.1024/2297-6965/a000191

Renate Delfs, Rike Schmid: Nimm mich mit nach Gestern, btb-Verlag, München 2015. ISBN 978-3-34427-486-5, 208 Seiten, € 10.

Clara Asscher-Pinkhof: Sternkinder, Oetinger Verlag, Hamburg 2012. ISBN 978-3-84150120-2, 288 Seiten, € 6.99.

anderen Land gelegen. Dort begann ich, mich politisch und sozial zu engagieren. Dabei blieb es. Mein berufliches und privates Engagement als Pädagogin und als Kunsttherapeutin hat viel mit Tabus, mit den Folgen von Stigmatisierung, mit konstruktiver Empörung zu tun.

Mit meinen Eltern blieb das Verhältnis über Jahre schwierig. Eine Annäherung zwischen meiner Mutter und mir war über Literatur möglich. Die Bücher der Autorin Ingeborg Drewitz liebten wir beide, durch sie konnten wir uns besser verständigen! Mein Vater blieb distanziert. Lange führte ich das auf sein einzelgängerisches Wesen zurück. Es war kurz vor seinem Tod im Jahr 1997, als er zum ersten Mal über seine Tante Irmgard, die Schwester jenes Onkels sprach, der Widerstand geleistet hatte. Er wisse nicht, ob sie „Euthanasieopfer“ geworden sei, hieß es.

Nach seinem Tod fand ich ihre Briefe unter dem doppelten Boden eines Schrankes, in dem Haus, das auch ihr Elternhaus gewesen war, und in das wir 1963 umgesiedelt waren. Mein Vater hatte die Dokumente dort zusammen mit jenen Briefen, die ich in den 70er-Jahren an die Familie geschrieben hatte, deponiert.

Viel Ausdauer und Hartnäckigkeit

Meine lange Beschäftigung mit Kunsttherapie, die in eine neue berufliche Orientierung mündete, hatte ganz sicher auch mit dem Versuch zu tun, den intergenerationellen Dialog zu verbessern. Seit einigen Jahren kann ich mein Leben selbstbestimmter gestalten. Ausschließlich künstlerisch und als Kunsttherapeutin wollte ich nun arbeiten. Portraits meiner Großtante Irmgard Heiss entstanden. Serien von Undinen, Zyklen, die mich immer wieder zu einem Punkt zurückführten: zu diesem aus der Familie ausgegrenzten, verdrängten und verschütteten Leben.

Diese künstlerische Annäherung verdeutlichte mir, dass ich die Aufarbeitung nicht im „Ungefähren“ belassen konnte. Ich musste den Dingen auf den Grund gehen, zumal in diesem Fall eine ungewöhnliche Fülle von Dokumenten vorhanden ist. Ich beschloss darum, die Biografie meiner Großtante Irmgard Heiss zu schreiben.

Viele Recherchen waren dazu notwendig. In diesem Leben verdichten sich Psychiatriegeschichte und Gesellschaftsgeschichte, wie unter einer Lupe betrachtet. Es ist ein interessantes Leben, obwohl Irmgard Heiss lange Jahre in Heilanstalten verbracht hat, davon zehn Jahre in der Provinzialheilanstalt Lengerich. Ich fand heraus, wie sehr die Folgen des Ersten Weltkrieges auf die Geschehnisse einwirkten. Anzuerkennen, was ich in den Dokumenten fand und ganz genau hinzuschauen, ist neben aller Bereicherung durch diese Arbeit, immer wieder belastend.

Es braucht viel Ausdauer, Hartnäckigkeit, Hingabe und Neugierde, die Zusammenhänge zu erforschen und in eine gute Form zu bringen. In diesem Jahr werde ich die Arbeit abschließen können. Ich will das Leben einer Frau bezeugen, die in den gesellschaftlichen Umbruchsituationen nach dem Ersten Weltkrieg die Chance zu einem Leben nach eigenen Freiheitsvorstellungen ergreifen wollte, dabei strauchelte und ausgegrenzt wurde, auch von ihrer Familie.

Vor zehn Jahren hätte ich dieses Buch noch nicht schreiben können. Die Zeit war nicht reif dafür, auch ich war es nicht. Erst heute kann ich die Dinge differenzierter betrachten. In Zeiten, in denen Menschen den Nationalsozialismus relativieren und aufwerten möchten, scheint mir diese Arbeit besonders wichtig.

Absurde Form von Selbstbehauptung

„Es ist nun auch nicht so, als würden nach den Erschütterungen des Zweiten Weltkrieges alle in ewiger Harmonie leben“, schreibt Rike Schmid 2003 mit 34 Jahren an die 89-jährige Renate Delfs. „Jeden Tag werden Menschen degradiert, verletzt und ausgegrenzt. Ohne Sinn und Verstand werden oberflächliche Kennzeichen – nicht Deutsch, nicht hetero, nicht männlich, nicht einer körperlichen Norm entsprechend – von anderen Personen oder Gruppierungen zu schlechten Eigenschaften gemacht. Warum brauchen manche Menschen jene absurde Form von Selbstbehauptung, wieso können sie ein Anderssein nicht neben sich ertragen?“

© 2018 Hogrefe

15 Jahre später haben diese Sätze sogar an Gültigkeit gewonnen. Es ist der Fokus, unter dem ich die Biografie meiner Großtante schreibe. Das Opfer – stellvertretend für viele andere – soll seine Würde wieder erlangen. Der Bruder war damals der Einzige, der zu seiner Schwester gehalten und versucht hatte sie zu retten. So hatte er auch heimlich die Briefe des Bischofs von Münster, Clemens August Graf von Galen, verbreitet. Kardinal Galens Briefe und Predigten sind Anklagen gegen die Euthanasie in der Zeit des Nationalsozialismus gewesen. Mein Vater wurde als Kind und Jugendlicher Zeuge der Ereignisse.

Barbara Stellbrink-Kesy
aktiv im Vorstand des „Verein zur Förderung des Gedenkortes-T4“

((Email?))

© 2018 Hogrefe